

Alex Thomas
ENGELSZORN

Buch

In Rom laufen die Vorbereitungen für das Dritte Vatikanische Konzil auf Hochtouren, als eine abgelegene Abtei Opfer eines Gewaltanschlags wird. Bis auf einen Mönch sind alle Ordensleute bei lebendigem Leib verbrannt. Die rebellische Nonne Catherine Bell und Kardinal Ciban reisen nach L'Aquila, um zu ermitteln. Schon bald entpuppt sich das Kloster als eine Bastion des Geheimordens *Lux Domini*, der gegen eine alte, skrupellose Macht kämpft. Als Catherine und Ciban das Protokollbuch der Abtei finden, wird das gesamte Ausmaß des Schreckens klar. Der bestialische Anschlag war erst der Auftakt. Der Feind ist längst auf dem Weg nach Rom ...

Autor

Alex Thomas ist das Pseudonym eines im Westen Londons lebenden Autorenehepaars. Sie arbeitet seit über zwei Jahrzehnten im Buch- und Medienbetrieb. Er forscht und lehrt als Professor an einer Londoner Universität. Beide entdeckten ihre gemeinsame Liebe für Geschichte, Wissenschaft und das Schreiben.

Von Alex Thomas bereits erschienen:

Lux Domini (37946)

Engelspakt (37989)

Alex Thomas

ENGELSZORN

Thriller

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Originalausgabe August 2015 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de

Redaktion: Angela Troni

ED · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0015-4

www.blanvalet.de

Für Joss und Morris

Vorbemerkung

Die Geschichte dieses Romans ist rein fiktiv. Sämtliche Namen, Charaktere, Organisationen und Ereignisse sind entweder ein Fantasieprodukt der Autoren oder wurden als Resultat der Recherche fiktional verwendet und erweitert.

Keine Fiktion hingegen ist die kontrovers diskutierte Theorie des Bewusstseins des Physikers Sir Roger Penrose und des Mediziners Professor Stuart Hameroff, nach der Bewusstsein im Grenzbereich zwischen Materie und Quantenwelt entsteht.

Ebenso real ist der Hinweis des amerikanischen Historikers und Archäologen Charles Cutler Torrey auf Indizien für Schriften, die weit älter sind als das *Alte* und das *Neue Testament*. Die fiktiv wichtigsten dieser Schriften werden in diesem Roman unter dem Begriff »Triadenbibel« zusammengefasst. Die *Triadenbibel* in diesem Roman hat allerdings nichts mit dem im frühen dreizehnten Jahrhundert in Böhmen geschriebenen *Codex Gigas*, der *Teufelsbibel*, zu tun. In den falschen Händen ist sie dennoch gefährlicher als jede andere Schrift, da ihre Kraft über die des gesprochenen und geschriebenen Wortes weit hinausgeht.

TEIL I



Die Welt wird von ganz anderen Personen regiert,
als diejenigen es sich vorstellen,
die nicht hinter den Kulissen stehen.

Benjamin Disraeli

1

Bruder Merdadus hatte den Abt brennen sehen – und all die anderen. Die fürchterlichen Schmerzensschreie der Patres, der Laienbrüder und der Novizen gehört. Binnen Sekunden waren alle wie zappelnde Stroh puppen in den Flammen umgekommen. Nur wenige Meter von Merdadus entfernt war Abt Umberto explodiert wie ein Soufflé. Nun hing der Gestank des Blutes so stark in Merdadus Sinnen, dass er selbst den Geruch nach versengtem Fleisch überdeckte.

Der junge Mönchs novize verriegelte die letzte Tür und schrie auf. Das Eisengitter zur Krypta war glühend heiß. Er war in der Hoffnung zum heiligsten Ort des Klosters geflohen, dass das Geschöpf ihm hierher nicht folgen würde. Vielleicht war es dafür bereits zu spät.

Völlig erschöpft, kehrte er zum Altar zurück, betrachtete seine verletzte Hand, sank auf die Knie und betete. Noch immer spürte er das Feuer auf seinem Gesicht, hörte er die Schreie seiner brennenden Brüder. Doch erst jetzt bemerkte er, dass das zerfetzte Fleisch des Abtes auch an seiner Kutte hing.

Merdadus riss sich das Ordensgewand vom Leib, als stecke der Teufel darin, während er einen kurzen Blick auf den verriegelten Hauptzugang der Kirche warf. Wie im Fieberwahn hatte er alle Zugänge verschlossen. Auch die schwere Eichentür zur Sakristei.

Erneut kniete er vor dem Altar nieder, nackt, zitternd, halb verrückt vor Angst, während ihm Tränen über die Wangen liefen.

Sanftes Licht fiel durch die hohen, kunstvollen Buntglasfenster. Der Sonnenuntergang stand kurz bevor. Über der alten Abtei hallte ein dumpfes Grollen, das nicht allein aus dem Himmel, sondern auch aus der Krypta zu kommen schien.

Merdadus fröstelte, allerdings nicht nur wegen der Kälte. Für ihn war endgültig das dunkle Zeitalter angebrochen. Dabei hatte alles so friedvoll und harmlos begonnen, fast wie eine kindliche Fantasie.

Im letzten Jahr war ein hoher Herr aus Rom in der Abtei aufgetaucht und hatte dieses merkwürdige Kind zu ihnen gebracht, diesen Jungen mit den unglaublichen Augen, der im Kloster geblieben war. An manchen Tagen hatte der Abt sich stundenlang mit dem Kind unterhalten, wie mit einem Erwachsenen. Merdadus hatte den Knaben stets nur aus der Ferne gesehen, doch so, wie der Abt den Jungen behandelt hatte, musste er etwas ganz Besonderes sein.

Der Novize stockte. Ihm fiel auf, dass er das Kind gar nicht bei den brennenden Brüdern im Refektorium gesehen hatte.

Ob der Junge ebenso in Panik geflüchtet war wie er?

Wenn ja, dann befand er sich in Lebensgefahr! Dann jagte das Geschöpf auch ihn!

Merdadus zwang sich zur Ruhe, zum Nachdenken. Nein, es war sinnlos, die Kirche wieder zu verlassen, gerade jetzt, da er alle Türen verriegelt hatte. Er würde dem Knaben ohnehin nicht helfen können.

Er starrte auf das gewaltige Kreuz hinter dem Altar. Denk nach!

Ob der fremde Herr, der vor knapp einem Monat in einem alten Geländewagen im Kloster aufgetaucht war, etwas mit dem Grauen zu tun hatte?

Von seinem Auftreten her hätte der Unbekannte einem alten Adelsgeschlecht entstammen können. Doch sein Gesicht war ein einziger Widerspruch. Merdadus hatte Kultiviertheit und hohe Intelligenz darin gesehen und zugleich eine erschreckend brutale Entschlossenheit. Der Mann war ganz sicher ein Gelehrter gewesen, jedoch einer von jenen seltenen Menschen, die jederzeit dazu in der Lage waren, zum Pflug, zur Axt oder zu einer Waffe zu greifen.

Irgendwie hatte die ganze Katastrophe mit dem Fremden und dem Jungen begonnen, das spürte Merdardus, denn auch mit dem Mann hatte der Abt lange Gespräche geführt. Gespräche, an denen am Ende sogar das Kind teilgenommen hatte. Merdadus hatte den dreien mehrmals das Abendessen in die Wohnräume des Abtes gebracht, aber in seiner Anwesenheit hatten die beiden Männer und der Knabe geschwiegen, und so hatte der Novize nicht eine Silbe gehört.

Noch mehr hatte Merdadus die Reaktion seiner Mitbrüder auf den seltsamen Besuch erstaunt, denn sie hatten nichts Ungewöhnliches darin gesehen, weshalb er sich gefühlt hatte wie ein Sehender unter Blinden.

Vor zwei Tagen hatte der Unbekannte das Kloster wieder verlassen, war in einem alten Geländewagen Richtung L'Aquila davongefahren. Merdadus wurde das quälende Empfinden nicht los, dass mit dem Fremden etwas Essentielles aus dem Kloster verschwunden war. Sicherheit hatte der Novize hinter den Klostermauern gesucht, und nun hatte er seit Tagen nichts als Unsicherheit gefühlt.

Ein leises Geräusch holte ihn in die finstere Gegenwart zurück. Das zaghafte Quietschen alter Eisenscharniere.

Der Zugang zur Krypta!

Er erstarrte.

Ob der Junge sich durch den unterirdischen Zugang in die Kirche geflüchtet hatte? Sie schien der einzig sichere Ort zu sein.

Merdadus erinnerte sich an den einzigen Satz, den er während eines Gesprächs zwischen dem Abt und dem Fremden auf dem Klosterfriedhof aufgeschnappt hatte. »Dieser dem Licht geweihte Ort birgt die Möglichkeit, das Böse dauerhaft zu besiegen...« Oder hatte er die Worte falsch interpretiert?

Der Novize spürte die Furcht in seinen Knochen, verlor fast den Verstand. Ob er einen Blick Richtung Krypta riskieren konnte?

Er zwang sich, seine vor Angst starren Augen von dem Kreuz hinter dem Altar abzuwenden. Da entdeckte er es. Das Geschöpf. Es stand da und beobachtete ihn. Beobachtete seine Nacktheit.

Es war wunderschön anzusehen. Wie ein Engel aus den alten Texten, und doch hatte es etwas Menschliches an sich. Nur dunkler, düsterer ... wie ein Ebenbild des Todes.

Elegant und zielbewusst trat das Geschöpf auf ihn zu, zog ihn an sich, küsste und berührte ihn, bis er vor Verlangen beinahe explodierte. Der letzte Funke Widerstand erlosch in den Augen des Novizen, ebenso die Angst. Das Wesen besaß die Macht der Dunkelheit. Und er war bereit zu empfangen, was immer es ihm gab. Allein bei dem Gedanken stieg eine ungeheure Lust in ihm auf.

Plötzlich spürte er eine extreme Hitze in seinem Innern, eine schmerzende Glut, die zu einem diabolischen Feuer heranwuchs und schließlich zu einer inneren

Feuersbrunst. Doch das Einzige, was ihm in den Sinn kam, während er in Flammen stehend seinen Samen vergoß, war das Wort »wunderschön«.

Vor lauter Lust hörte er nicht, wie er vor Schmerzen schrie.

DAS ZEICHEN



Rom

Privatlinik Dr. Fantoni

Einer von Kardinal Gasperettis Männern hatte Dr. Fantoni mitten in der Nacht aus dem Bett geholt. Ein dringender Notfall, hieß es. Es gehe um Leben und Tod. Natürlich musste die Angelegenheit äußerst diskret behandelt werden, wie immer, wenn Seine Eminenz den Doktor um Hilfe bat. Und so hatte Fantoni gemeinsam mit einer Krankenschwester, der er vertraute, die nächtlichen Stunden mit der Behandlung eines Brandopfers zugebracht, dessen Verletzungen alles übertrafen, was der Mediziner in seiner bisherigen Berufspraxis an Wunden je zu Gesicht bekommen hatte.

Jetzt stand Fantoni mit vor Müdigkeit geröteten Augen auf dem Gang vor dem Behandlungszimmer im Keller der Klinik, während in seiner Hand ein Becher mit Automatenkaffee vor sich hin dampfte. Hinter der rechteckigen Scheibe, durch die er blickte, lag der Notfallpatient in einem Hightech-Krankenhausbett, von Kopf bis Fuß mit sterilem, sekretaufnehmendem Verbandmaterial umwickelt und bis zur sprichwörtlichen Halskrause mit Medikamenten ruhiggestellt. Wer immer der Mann war und wie immer es zu diesen extremen Verletzungen gekommen sein mochte, es hatte auf Fantoni gewirkt, als hätte der Patient den Verbrennungsschmerz auf eine irrwitzige Weise genossen.

Darüber hinaus irritierte den Arzt die Tatsache, dass der Mann eigentlich aufgrund des Schweregrades seiner Verletzungen nicht hätte überleben dürfen. Vielleicht starb er ja noch. Was die Keimfreiheit des Raumes anging, hatte Fantoni zwar getan, was in seiner Macht stand, und sogar ein neuartiges Gel für die Behandlung besorgt, doch sein Hospital war nun mal keine Spezialklinik für Verbrennungen.

Er sah kurz auf die Uhr. Der Tagesbetrieb in den oberen Bereichen der Klinik würde bald beginnen, aber er hatte noch etwas Zeit. Vorsichtig trank er einen Schluck von dem heißen Kaffee.

Seltsames Zeug hatte der Mann gestammelt, wenn auch sehr eindringlich, weshalb der Arzt den beiden Patres, die den Verletzten an der Hintertür eingeliefert hatten, hoch und heilig hatte versprechen müssen, nichts von dem Gehörten weiterzugeben. Dabei hätte Fantoni sowieso geschwiegen – Kardinal Gasperetti wusste einfach zu viel über seine privaten und beruflichen Nebengeschäfte, als dass er sich auch nur die kleinste Indiskretion gegenüber der Kirche hätte leisten können. Letztendlich lebte er nach der alten römischen Devise, dass eine Hand die andere wusch.

Dr. Fantoni hörte, wie die Aufzugtür am Ende des Gangs aufglitt. Der Fahrstuhl zu diesem Bereich war offiziell stillgelegt, insgeheim jedoch wurde er für besondere Fälle wie diesen genutzt. Heraus trat der Pater, der Fantoni aus dem Bett geklingelt hatte, gefolgt von einem Herrn, der mit seiner Nickelbrille, dem grauen Mönchsgewand und dem Aktenkoffer in der Hand so gar nicht in das Bild eines kontemplativen Lebens passte. Der Mediziner hatte damit gerechnet, dass die Herren in Schwarz nicht lange auf sich warten lassen

würden, trotzdem war ihm dieser Typ im Ordensgewand nicht ganz geheuer.

Nun denn, ob Pater oder Mönch, er würde den beiden schon klarmachen, dass im Augenblick an eine Befragung des Patienten nicht zu denken war, ganz gleich wie wichtig die Informationen sein mochten, die die Kirche sich von diesem erbarmungswürdigen Halbtoten erhoffte. Fantoni hatte es ohnehin tunlichst vermieden, genauer nachzufragen, was das in die Stirn des Verletzten gebrannte Schlaufenkreuz bedeutete und woher die Verbrennungen stammten. Eine der ihm bekannten Hitzequellen hatte beides jedenfalls nicht verursacht.

Als der Pater und der Mönch vor ihm standen, fragte Fantoni anstelle einer Begrüßung: »Auch einen Kaffee?«

Der Mann im Priesteranzug lehnte ab. »Danke nein, Doktor.« Gemeinsam mit dem Mönch trat er neben Fantoni an das kleine Sichtfenster. »Wie ist sein Zustand?« Der Anblick des an mehreren Schläuchen hängenden Patienten schien ihn nicht im Geringsten zu berühren.

»Ernst, aber stabil«, antwortete der Arzt. »Und das ist ein Wunder, das versichere ich Ihnen.« In Gedanken fügte er hinzu: Denn nichts an diesem Fall ist nach medizinischen oder menschlichen Maßstäben auch nur halbwegs normal.

Der Pater ignorierte geflissentlich den laut ausgesprochenen Satz. »Ist er bei Bewusstsein?«

Fantoni blickte den Priester ernst an. »Der Patient steht unter starken Beruhigungsmitteln. Aber selbst wenn er bei Bewusstsein wäre, könnten Sie nicht zu ihm. Es reicht nicht aus, dass wir seine Haut mit Silvadin behandelt haben. Dieser Raum muss unter allen Umständen so keimfrei wie möglich bleiben.«

Ohne seinen Blick zu erwidern, sagte der Pater: »Gut, dann setzen Sie die Beruhigungsmittel jetzt ab.«

»Wie bitte?«

»Sie haben mich verstanden, Doktor.«

3

Zwei Tage später

In der Nähe der Klosterabtei San Leonardo (Abruzzen)

Ein weiterer Blitz zuckte vom Himmel herab. Der darauf folgende Donner war so gewaltig, dass Bella Medici beinahe ihren mit Pilzen gefüllten Korb fallen ließ. Die auf dem Berg gelegene Abtei wirkte in dem Unwetter wie das surrealistische Abbild aus einem klassischen *Frankenstein*-Film. Dabei regnete es verhältnismäßig wenig. Wirkte der Himmel deshalb so bedrohlich?

Der Wetterumschwung war völlig abrupt gekommen, wie im Hochgebirge, dabei waren die Abruzzen gewiss nicht die Italienischen Alpen. Eben noch strahlender Sonnenschein, und schon wenige Minuten später hatte sich der Himmel verdunkelt.

Bella streichelte über den Kopf ihres Maremmanos Orpheus. Der große weiße Schäferhund zuckte trotz des Höllenlärms mit keinem Muskel und blieb völlig gelassen. Der majestätische Rüde lehnte sich beruhigend an sie. Oft streifte er alleine durch die Berge und Wälder und hatte vermutlich schon ganz andere Unwetter erlebt. Wer sollte ihm schon etwas anhaben? Er reichte Bella ein gutes Stück bis über die Hüfte, wog mehr als

sie und hatte das Gesicht eines Bären. Mit ihrem Pilzkorb lief sie neben ihm her wie Rotkäppchen neben dem Wolf. Nur dass Orpheus' Fell so weiß war wie die Wolle der Schafe, die zu hüten seine Rasse seit Jahrhunderten in den Abruzzen gezüchtet worden war.

Bella setzte den schweren Korb ab und kniff die Augen zusammen, um den steilen, kilometerlangen Pfad, der nach oben zum Kloster und nach unten zu ihrem kleinen Haus am Rande der Stadt führte, besser erkennen zu können. Seit einer Weile belieferte sie das Kloster mit Pilzen und Kräutern aus der Region. Seit einem Jahr besaß sie sogar eine Lizenz und war nun ganz offiziell eine professionelle Pilzsucherin. Das Dokument erlaubte ihr auch, die gesammelten Pilze auf dem täglichen Markt in L'Aquila zu verkaufen. Natürlich würde sie kein Vermögen mit den Pilzen machen, doch zusammen mit einigen anderen Aushilfsjobs vermochte sie sich und Orpheus damit gut über Wasser zu halten.

Es fing an zu regnen. Nicht mehr lange, und der Regen würde über den Wald hinwegpeitschen. Bella überlegte, dass der Weg zur Abtei erheblich kürzer war als der nach Hause. Sie hatte schon einmal während eines Unwetters im Kloster übernachten dürfen, und diesmal würde sie das Obdach sogar mit einer reichlichen Portion Pilze begleichen können.

Die Mönchsabtei stammte aus dem dreizehnten Jahrhundert und war einst ein Zisterzienserkloster gewesen. Etwa fünfzehn Kilometer südöstlich von L'Aquila gelegen, galt sie den meisten Städtern als ein geheimnisvolles Waldrefugium. Die Mönche pflegten zwar Kontakt zur Außenwelt, da sich die Abtei schon lange nicht mehr selbst versorgte, doch Besucher, geschweige

denn Touristen, waren nicht gerne gesehen. Hätte Orpheus sich während seiner stundenlangen Streifzüge durch die Berge und Wälder nicht mit einigen der Mönche und dem alten Klosterhund Rafael angefreundet, hätte wohl auch Bella damals inmitten eines ähnlichen, wenngleich nicht so heftigen Sturms diese Erfahrung machen dürfen.

Wenn das mit den Unwettern so weiterging, gab es am Ende bald keine Pilze mehr für Bella. Dann würden ihre ungeliebten Nachbarn, die mit einer ledigen Einzelgängerin, die sich partout nicht verkuppeln ließ, nichts anzufangen wussten, noch mehr Scherze über ihren Namen und ihren nicht vorhandenen Reichtum machen: Belladonna Medici. Gottlob lebten ihre Nachbarn nicht in ihrer unmittelbaren Nähe. Antonio war auch so schon der Schlimmste von allen.

Manchmal hätte Bella Antonio mit einer Kanone auf den Mond schießen oder, noch besser, ihm einen Hieb auf seine unförmige Nase geben können. Er würde es einfach nicht leid, sie zu hänseln. Wie ein Halbwüchsiger, der in der Schule einen Mitschüler drangsaliert. An ihrem vierundzwanzigsten Geburtstag hatte sie sich geschworen, ihm gehörig die Meinung zu sagen, doch als hätte der alte Aasgeier es gewittert, hatte er sich tunlichst von ihr ferngehalten und ihr erst einen Tag später zum Geburtstag gratuliert. Selbstverständlich samt der üblichen Beleidigung.

Bella seufzte. Schutzsuchend kauerte sie neben Orpheus. Mit dem Blitzen, Donnern und Stürmen stimmte irgendetwas nicht.

Sie hob den Korb vom Boden auf. Als hätte er ihre Gedanken gelesen, schlug der Maremmano zielstrebig den Weg zum Kloster ein. Der Rüde war ein außerge-

wöhnliches Tier. Zu intelligent, um dem Menschen unterwürfig zu sein, aber stets ein guter Freund, der seinen Kopf einzusetzen wusste und die Initiative ergriff, wenn ihm etwas nicht geheuer erschien. Bella hatte den mächtigen Hund von ihrem Großvater, einem Heiler und Kräuterkundler, noch als Welpen geerbt.

Schon bald hatte Bella festgestellt, dass Orpheus einen sehr eigenwilligen Charakter hatte, aus Zuneigung und Freundschaft jedoch bereit war zu gehorchen, wenn es für ihn einen Sinn ergab. Daher war es der jungen Pilzsucherin nicht weiter schwergefallen, den Hund so zu akzeptieren, wie er war. Schließlich hatte auch sie ihren eigenen Kopf, und Orpheus hatte erstaunlich schnell gelernt, damit umzugehen. Nicht selten trickste er sie aus, woraus in den Jahren ein liebevolles, auf Gegenseitigkeit beruhendes Spiel geworden war.

Erneut durchzuckte eine gewaltige Lichterscheinung das Firmament. Das Kloster vor ihnen, das an einem steilen Hang gelegen war, wirkte wie eine furchterregende Himmelserscheinung. Bis auf die gleißende Helligkeit der Blitze und das tiefe Schwarz des Waldes war alle Farbe aus der Welt gewichen. Diesmal ließ der tosende Donner sogar das Erdreich unter ihren Füßen erbeben.

Bella ließ sich nicht beirren und ging Schritt für Schritt weiter, während Orpheus mit jedem Meter, den sie sich der Abtei näherten, vorsichtiger zu werden schien. Schließlich konnte die junge Pilzsammlerin die schwere, dunkle Eichentür der Seitenpforte erkennen. Gleich waren sie in Sicherheit, im Warmen und Trockenen. Sie sah sich schon vor dem großen Kamin in der Küche sitzen und eine Suppe schlürfen, mit frisch ge-

backenem Brot, während Orpheus an einem fleischigen Knochen nagte, als der Rüde knurrend und mit gestäubtem Fell abrupt stehen blieb. Er stellte sich ihr mit seinem mächtigen Körper in den Weg, um sie am Weitergehen zu hindern.

Angestrengt spähte Bella in die Dunkelheit, doch sie nahm beim besten Willen nichts Ungewöhnliches wahr. Ob eine der unheimlichen Silhouetten der Bäume den Hund irritiert hatte? Die junge Frau hatte das bizarre Licht- und Schattenspiel um sie herum bewusst ignoriert. Die eigene Phantasie konnte einem üble Streiche spielen.

Der Hund blieb weiterhin wie angewurzelt stehen und lauschte in das Chaos. Als Bella seinen Willen schon ignorieren und auf die Pforte zugehen wollte, weil der Regen unerträglich wurde und der Schutz des Klosters so nah war, fletschte der Maremmano die Zähne und knurrte so tief aus der Kehle heraus, dass es nicht nur wie eine Mahnung, sondern wie eine Drohung klang.

Doch die Drohung galt nicht ihr.

Bella rümpfte die Nase. Bildete sie es sich nur ein, oder wehte vom Klostergemäuer ein Brandgeruch herüber? Der Rüde musste den Gestank schon vor ihr wahrgenommen haben.

Ach, Unsinn! Merdadus hatte ganz sicher eine plausible Erklärung für den seltsamen Geruch.

Zu ihrer Verblüffung schickte der Hund sich an, sie wie ein Schaf den Pfad zurückzutreiben, weg von der schweren Eichenpforte. Als sie ihm nicht nachgab, wirkte er zusehends unruhig.

»Was ist nur los mit dir?«, schrie sie gegen das Unwetter an. »Hier ist doch weit und breit niemand außer

uns.« Im tiefsten Inneren aber war Bella verunsichert, und der Rüde spürte das. Nicht zuletzt war da dieser beißende Geruch.

Erneut machte sie einen Schritt Richtung Pforte. Prompt stellte sich ihr der Maremmano in den Weg, angespannt wie zum Kampf. Was fürchtete er? Ein Wolfsrudel? Oder einen tollwütigen Bären, der gerade noch genug Verstand besaß, sie nicht sofort anzugreifen?

Wenn es tatsächlich eine Bedrohung gab, dann mussten sie schleunigst hinter die schützenden Klostermauern. Hier draußen, ohne nennenswerte Deckung, waren sie ein zu leichtes Ziel. Nur warum sah der Hund das nicht ein?

Bella wollte schon zum Endspurt ansetzen, als sie ein unwirkliches, schaudererregendes Geräusch hörte. Sie erstarrte. Es klang weder menschlich noch tierisch, aber bedrohlich und abgrundtief böseartig.

Eine Sekunde später war ihr, als hätte sie einen Schatten gesehen, so tiefschwarz, dass er sich sogar von der Finsternis der Bäume abhob. Ein Schatten, der sich gegen die Richtung aller anderen Schatten bewegte. Sie schluckte.

Orpheus gab ein Winseln von sich. Es war das erste Winseln, das sie je von dem Rüden gehört hatte. Himmel! Was war das für eine Kreatur?

Vorsichtig zog sie die Tragegurte ihres graugrünen Rucksacks von den Schultern, nahm die Taschenlampe heraus und leuchtete in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Zwei gleißende Lichter flammten auf. Augen. Zornige Augen. Die Augen kamen auf sie zu.

Orpheus machte sich zum Kampf bereit.

I.

Er erwachte. Nach jahrtausendelangem Schlaf. Es war nicht vorgesehen, dass er nach all dem Wüten und Chaos erneut lebte. Eine Welle des Schmerzes durchflutete ihn. Mit dem Schmerz kam die diffuse Ahnung an ein Leben voll Blut, Feuer und Tod.

Dann stutzte er.

Was war das? Ein kurzes Aufflackern von Angst?

Er kannte keine Furcht!

Er lauschte in sich hinein ... Woher war dieses Gefühl gekommen?

WAS war da mit ihm erwacht?

4

Vier Monate zuvor

Chicago, Re-Source-Laboratorien

»Was verrät Ihnen den Wahnsinn?«, fragte Dr. Eliza Kirk und starrte auf das Kind, das in einem manns-hohen Glaszylinder in Fötushaltung in einer wohl-dosierten Nährflüssigkeit schwebte.

Sie hatte ihre Arbeit als Psychologin bei Re-Source erst vor wenigen Wochen angetreten und versuchte ihr Wissen über gentechnisch manipulierte Menschen so schnell wie möglich zu erweitern, um deren Psyche im Auftrag des Konzerns zu erforschen.

»Die Augen, Eliza. Nichts ist so verräterisch wie die Augen«, antwortete Dr. Samuel Ashdown. »Sie sagen Ihnen auch, ob ein Klon schon einmal tot war.«

Die junge Psychologin blickte von dem schwebenden Kind in der künstlichen Gebärmutter auf den davor stehenden Mann, der den weißen Arztkittel trug, als wäre es ein Priestergewand. Sie war es gewohnt, dass Männer sich selbst in brenzligen Situationen nach ihr umdrehten, Samuel Ashdown hingegen hatte ihrer Attraktivität nicht eine Millisekunde lang Anerkennung gezollt. Ob er auf Männer stand? Sie hatte ihn jedenfalls noch nie mit einem anderen Menschen in einer freundschaftlichen Beziehung gesehen. Vielleicht gehörte der kahlköpfige Wissenschaftler aber einfach nur zu jenen Fachidioten, die nichts anderes kannten als ihre Forschungsarbeit. Eins war jedenfalls sicher: Ashdown hatte, wie nicht wenige seiner Institutskollegen, die Bodenhaftung verloren. Sie hielten sich für die Götter der Humangenetik, der genetischen Anthropologie. Ja, sogar für klüger als der liebe Gott. Aus wissenschaftlicher Neugier hatten sie sich auf ein Experiment eingelassen, das sie nicht wirklich beherrschten, weil sie mit Genkombinationen lavierten, die jenen des Menschen in vielerlei Hinsicht überlegen waren.

Ashdown blickte kurz von dem kleinen Biodatenbildschirm auf, der an den Gebärmuttertank gekoppelt war und ihn über die aktuelle Entwicklung des heranwachsenden Klons informierte. Mit sanfter Stimme fügte er hinzu: »Mit etwas Übung werden Sie den geisterhaften Schatten des Wiederbelebungsschmerzes in den Augen erkennen, denn es bleibt immer etwas zurück, wenn ein Klon nach dem Sterben aus dem klinischen Tod zurückgeholt werden kann.«

Eliza ließ sich ihr Unbehagen angesichts dieser Worte nicht anmerken. In den Forschungsunterlagen hatte sie

gelesen, dass der erwachsene Prototyp, den sie in naher Zukunft psychologisch betreuen sollte, bei der Geburt fast gestorben wäre. Vor zwei Wochen nun hatte die Klonin Ashdown und seinen Assistenten angegriffen und verletzt. Seither wurde sie in einem künstlichen Schlaf gehalten.

»Was meinen Sie damit, dass immer etwas zurückbleibt, Samuel?«, fragte sie.

»Haben Sie sich schon einmal mit dem Phänomen des Todes befasst, Eliza? Ich meine, so richtig? Wir wissen zwar rein medizinisch, was geschieht, wenn ein Mensch stirbt, doch wir haben noch so gut wie keine Erkenntnis darüber, was einem Sterbenden widerfährt, nachdem er klinisch tot ist. Warum behalten manche Menschen ihr Bewusstsein und nehmen ihre Umgebung weiterhin wahr, nachdem sie medizinisch gestorben sind?«

Noch vor wenigen Jahren hätte Eliza einen Mann wie Samuel Ashdown für einen verrückten Esoterikfreak gehalten und über derlei Nahtodberichte nur den Kopf geschüttelt. Erst recht, wenn Patienten, die den klinischen Tod erlebt hatten, nach dem Erwachen erzählten, sie seien von toten Verwandten oder gar einem religiösen Wesen mit einem Gefühl tiefer Liebe und tiefen Friedens empfangen worden. Damals war Eliza davon überzeugt gewesen, dass das menschliche Gehirn aufgrund von Sauerstoffmangel einfach nur anfang zu spinnen, dass es sich um nicht mehr als einen evolutionären Trick der Natur handelte, um dem Dahinscheidenden das Sterben zu erleichtern. Doch dann war ihre Mutter, eine überzeugte Atheistin, während einer schweren Herzoperation mehrere Minuten lang klinisch tot gewesen und hatte ihr hinterher erzählt, was sie dabei erlebt hatte. Seit diesem Erlebnis glaubte Eliza den meisten

Nahtodberichten zwar nach wie vor nicht, doch sie war ins Grübeln geraten und hatte sich zumindest mit dem Thema auseinandergesetzt.

Deshalb erwiderte sie: »Ich verstehe nicht ganz, was das Erforschen des menschlichen Sterbens mit diesen Transgeneten zu tun haben soll.«

»Ganz einfach: Für die meisten Menschen ist eine Nahtoderfahrung etwas Positives. Sie kehren emotional gestärkt und gereift daraus zurück und krempeln ihr Leben in positiver Weise um. Nicht so der genetisch verbesserte Retortenmensch. Er scheint aus einer anderen Wirklichkeit wiederzukommen. Aus einem Albtraum, der seine Seele entmenschlicht.«

Elizas Blick streifte das schwebende, engelhafte Kindwesen in dem gläsernen Brutkasten, das sie ungemein an den ausgewachsenen, ruhiggestellten weiblichen Prototypen erinnerte, der vom Rest der Versuchsobjekte isoliert am anderen Ende der Etage in tiefer Stasis lag.

»Woher stammen eigentlich diese Gene, mit denen wir hier experimentieren?«

Der Wissenschaftler verzog die Lippen zu einem nachsichtigen Lächeln und schaltete den kleinen Biodatenscreen aus. »Wenn Sie und ich das wüssten, meine Liebe, wären wir beide tot. Hüten Sie sich davor, die falschen Fragen zu stellen. Dann wird Ihnen unser Arbeitgeber auch weiterhin gewogen sein.«

Eliza starrte ihr Gegenüber an. Der Mann meinte es ernst, todernst. Sie bemerkte sogar eine gewisse Unsicherheit bei diesen Worten in seinem Blick. Re-Source hatte nach außen hin einen tadellosen Ruf und schien sich ethisch nichts zu Schulden kommen zu lassen. Doch die außergewöhnlichen Möglichkeiten, die der Weltkonzern mit Hauptsitz in Chicago seinen brillan-

testen Köpfen bot, bewegten sich selbst in Elizas Fall nicht mehr nur am Rande der Legalität. Praktisch in allen großen Forschungsbereichen wie der Medizin oder der Computerwissenschaft hatte Re-Source die Nase vorne. Das hatte nun mal seinen Preis.

Eliza war sich sicher, dass ihr neuer Arbeitgeber, der Medo-Konzern, gegen so ziemlich jedes Gentechnikgesetz verstieß, das je verfasst worden war. Vermutlich würden sie und ihre Kollegen, auch wenn sie selbst keine Genetikerin war, allesamt hinter Gittern landen, wenn die Existenz dieser geheimen Forschungslabore jemals herauskäme. Verhängnisvollerweise reizten Eliza gerade das Neue, das Unbekannte, das Forschen in Grenzbereichen, zu denen bisher kein Mensch Zugang gehabt hatte. Deshalb, und nicht wegen des Geldes, hatte sie diesen ungewöhnlichen, alles andere als legalen Job angenommen. Wer immer ihr diese Stelle angeboten hatte und ganz sicher an der Spitze des Forschungszweigs dieses Konzerns stand, hatte um ihre brennende Neugierde gewusst und war bestens über ihre bisherige Arbeit als Psychologin informiert. Elizas Spezialgebiet waren Savants, sogenannte Inselbegabte, sowie Menschen mit dem psychischen Profil eines Psychopathen. Nun erhoffte sich Re-Source von ihr dank ihrer Erfahrung eine Menge Aufschlüsse bei der Erforschung der Transgenetenpsyche.

An ihrem ersten Arbeitstag hatte Eliza noch nichts von den grenzwissenschaftlichen Experimenten und den damit verbundenen Rückhol- und Wiederbelebungsmaßnahmen gewusst, die im Untergrund der Klinik, in der sogenannten Krypta, an den gentechnisch verbesserten Retortenmenschen vorgenommen wurden. Wie ihr eine ältere Kollegin erklärt hatte, waren die

Klone noch sanft und gehorsam, wenn man sie aus der künstlichen Gebärmutter herausholte. Doch das Experiment, die Begegnung mit dem Tod, veränderte sie. Der ungeheure Stress verwandelte ihre Gehirne. Nach wie vor war Eliza der wahre Hintergrund der Experimente ein Rätsel, denn sie hatte bisher an keiner der Rückholmaßnahmen oder einer der darauffolgenden Sitzungen teilnehmen dürfen. Sie wusste lediglich, dass man für diese Versuche eine Art Tank entwickelt hatte, mit dessen Hilfe die Teilnehmer in mehr als nur einen todesähnlichen Zustand versetzt wurden.

Ashdown deutete auf die Laboruhr über der Tür. »Kommen Sie, meine Liebe. Gleich erhalten wir hohen Besuch. Wollen wir doch mal sehen, ob Doktor Richter uns helfen kann, den Verstand unseres Prototypen wieder zurechtzurücken.«

Das war eine Frage, die auch Eliza brennend interessierte. Schließlich würden sie den Prototyp nicht ewig im Stasisschlaf halten können, ganz zu schweigen davon, dass der fortschreitende Wahnsinn ab einem gewissen Punkt unumkehrbar schien.

Die beiden Wissenschaftler passierten den dämmrigen Flur und schritten durch eine Tür in eines der Labore am anderen Ende des Korridors. Mitten im Raum schwebte eine spärlich bekleidete Frau, durch Gurte, Karbonfaserdrähte und Nährstoffschläuche in einer nahezu perfekten Waagerechten gehalten. Der Oberkörper war nur geringfügig erhöht.

Eliza hatte von einem der an ihr interessierten Mitarbeiter erfahren, dass es vor diesem Modell, während des letzten Jahrzehnts, etliche Fehlversuche gegeben hatte. Furchtbares hatte sich angeblich während dieser frühen Experimentierphasen in den Laboratorien abge-

spielt, und drei der besten Wissenschaftler hatten diese Zeit nicht überlebt.

So friedlich, wie der weibliche Transgenet zurzeit nahezu frei in dem Labor schwebte, konnte Eliza kaum glauben, dass deren Vorgängerinnen ein derartiges Grauen verursacht haben sollten. Dennoch löste der Anblick der schlafenden Frau, ihre erzwungene Bewusstlosigkeit, tief im Innern der jungen Wissenschaftlerin eine unerklärlich deprimierende Erschütterung aus.

Während seiner Kontrolluntersuchungen hatte Ashdown den beginnenden Wahnsinn in der Seele der Transgenetin als Erster wahrgenommen, lange bevor die anderen Wissenschaftler die Abweichungen im sozialen Verhalten des Klons überhaupt registriert hatten. Soweit Eliza wusste, hatten transgenetische Menschen ohnehin ein soziales Manko. Darüber hinaus war das Leben und Arbeiten als Versuchskaninchen in einem Re-Source-Labor alles andere als ein humaner Ersatz für ein normales Familienleben.

Eliza fragte sich, wie die Resozialisierungstherapie von diesem Dr. Richter wohl aussehen mochte. Jedenfalls setzte Ashdown große Hoffnung in den Mann, vielleicht zu große.

Kurz darauf ging die Tür zum Labor auf, und ein schlanker, sehniger Mann um die fünfzig betrat in einem dunklen Gelehrtenanzug den Raum. Seine groben und doch irgendwie vergeistigt anmutenden Gesichtszüge machten ihn attraktiv, auch wenn er im landläufigen Sinne nicht unbedingt als gut aussehend zu bezeichnen war. Eliza kam spontan der Gedanke, dass er eher wie ein Offizier wirkte als wie ein Gelehrter. Eine eigentümliche Aura umgab ihn.

Einen halben Meter vor Ashdown und Eliza blieb der Mann stehen und reichte beiden die Hand.

»Ich bin Doktor Maximilian Richter. Ihr... Arbeitgeber hat mich gebeten, Sie bei Ihrer Arbeit zu unterstützen.«

»Doktor Samuel Ashdown. Das ist meine Assistentin, Doktor Eliza Kirk.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Richter sprach ein perfektes britisches Englisch, dennoch schwang ein leichter, unbestimmbarer Akzent in seiner Aussprache mit, der jedoch nicht deutschen Ursprungs zu sein schien. Der Händedruck des Besuchers war genau bemessen, nicht zu lange und nicht zu fest, trotzdem glaubte Eliza so etwas wie leichte Unsicherheit in der Berührung wahrgenommen zu haben. Machte die Gegenwart des Klons den Doktor etwa nervös?

Ohne Zeit zu verlieren, wandten Richters dunkle Augen sich dem Forschungsobjekt zu. »Wie lange liegt sie bereits in Stasis?«

»Seit dreizehn Tagen«, erklärte Ashdown. »Was mir vor allem Sorge bereitet...«

»Ja?«, hakte Richter nach.

»Ihre Träume haben vor zwei Tagen ausgesetzt.«

Richter starrte sein kahlköpfiges Gegenüber an. »Warum hat man mich darüber nicht informiert?«

»Wir haben die Zentrale permanent über die Entwicklung des Klons auf dem Laufenden gehalten«, erklärte Ashdown beinahe gekränkt. »Ich habe schon vor über einer Woche Unterstützung angefordert.«

Wenn Richter ob der Verzögerung verärgert war, so zeigte er es nicht. Doch die Information schien zweifelsohne Auswirkungen auf seine Rehabilitationspläne zu haben.

»Also gut.« Er blickte von Ashdown zu der fast frei im Raum Schwebenden, wobei seine unergründlichen Augen kurz Elizas Blick streiften. »Verlieren wir keine weitere Zeit. Wecken wir sie auf.«

Eliza Kirk beobachtete, wie Maximilian Richter die Anästhesie des transgenetischen Klons Stufe für Stufe zurückfuhr, während Samuel Ashdown die Monitore, die über die Atmung, die Herzfrequenz, den Blutdruck, die Sauerstoffsättigung, die Körpertemperatur und vieles mehr informierten, nicht aus den Augen ließ.

Die Anzeigen waren noch halbwegs normal für einen Transgeneten, ähnelten denen eines Menschen, auch wenn die Spannungskurven stärker waren und die Körpertemperatur wie bei einem Fieber um ein bis zwei Grad höher lag. Als Neuling in Ambroses Team hatte Eliza die aggressive Aufwallung des Klons selbst nicht miterlebt, doch sie hatte vor einigen Wochen das erste Mal in die Augen der transgenetischen Frau geblickt. Irritiert hatte sie vor allem die maßlose Kälte darin. Gleichzeitig hatte die junge Wissenschaftlerin sich gefühlt, als hätte der Klon mit einem einzigen Blick in den hintersten Winkel ihrer Seele geschaut und dabei jede Stärke und jede Schwäche, die ein Mensch nur haben konnte, sorgfältig registriert.

Einige Tage später hatte sie dann von der Krypta, dem Tank sowie den Rückhol- und Wiederbelebungsexperimenten erfahren, an denen sie bisher nicht hatte teilnehmen dürfen. Ashdown war der Meinung, sie sei noch nicht so weit. Vermutlich hatte er recht. Eliza konnte wahrlich nicht behaupten, dass sie sich in der Nähe des weiblichen Klons, geschweige denn der Krypta wohlfühlte.

Mit einem ziemlich heftigen Unbehagen verfolgte sie

auch jetzt, wie die elektrische Hirnaktivität der Transgenetin allmählich in den Wachzustand überging, wobei Ashdown sicher dafür gesorgt hatte, dass ein wohl-dosierter Tranquilizer die erwachende Frau ruhig hielt. Noch blinzelte der Klon schläfrig. Aber das würde sich schnell ändern.

»Der Countdown läuft«, erklärte Ashdown, als ginge es um einen Raketenstart. »Vielleicht noch zwei, drei Minuten.«

Dr. Richter stand neben ihm und behielt sowohl die aus der Stasis erwachende Frau als auch den EEG-Monitor im Auge. Eliza hätte nur zu gerne gewusst, was in dem so unamerikanisch wirkenden Mann vorging. Der kurze Seitenblick, mit dem er Ashdown bedachte, weckte in ihr jedenfalls den Eindruck, dass ihr Vorgesetzter keinen leichten Stand bei Richter haben würde. Von wegen Götterstatus.

Sie räusperte sich, ging zu den an der Wand aufgereihten Liegen und schob eine davon unter die in der Schwebe gehaltenen Frau. Bisher hatte zwar noch kein Transgenet nach dem Aufwachen das Gleichgewicht verloren, aber man konnte nie wissen. Es gab für alles ein erstes Mal.

»Danke, Eliza«, sagte Ashdown und nickte ihr anerkennend zu.

Richter schien von ihrer Bemühung nicht das Geringste zu bemerken. Stattdessen fragte er: »Was ist mit dieser Narbe hier?« Dabei deutete er auf das linke Handgelenk des Klons.

»Ein früherer Selbstmordversuch.«

»Sie hat versucht, sich das Leben zu nehmen?«

Ashdown nickte. »Es war das erste Mal, dass wir sie zurückholen mussten. Fast hätten wir es nicht geschafft.«

»Hat es weitere Selbstmordversuche gegeben?«

»Nein.«

Richter dachte einen Moment lang über die Antwort Ashdowns nach. »Dann wird es auch in Zukunft keine mehr geben.«

Eliza überlegte, weshalb er sich da so sicher war. Womöglich hatte er Ähnliches schon mal erlebt. Oder es lag daran, dass Transgeneten die von Ashdown erwähnten Albträume während einer Sterbeerfahrung so sehr fürchteten, dass sie Angst davor hatten, noch einmal ins Leben zurückgeholt zu werden.

»Das freut mich zu hören.« Ihr Vorgesetzter wirkte unendlich erleichtert. »Denn wir haben noch viel mit ihr vor. Unsere Forschungsarbeit hat gerade erst begonnen.«

Täuschte Eliza sich, oder war da ein angewidertes Zucken um Richters Mundwinkel? Hätte sie ihn in diesem Augenblick nicht zufällig beobachtet, wäre es ihr glatt entgangen.

Vier lange Minuten später erwachte die Transgenetin endlich aus ihrer Bewusstlosigkeit. Mühelos hielt sie das Gleichgewicht, drehte leicht den Kopf und sah Richter, Ashdown und Eliza mit ihren blauen, regungslosen Augen an. Eliza hatte das Gefühl, als würde ihre Seele bei lebendigem Leib verschlungen.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte Richter, dem erst jetzt bewusst zu werden schien, dass er ihren Namen gar nicht kannte. »Haben Sie Schmerzen?«

Die Frau schüttelte kaum merklich den Kopf. Trotz der tagelangen Stasis schien sie kaum benommen, sah man von dem Beruhigungsmittel einmal ab.

»Ich bin Maximilian.« Richter wandte sich Ashdown zu und sagte wie ein Gentleman: »Wären Sie so freundlich, uns einander vorzustellen, Doktor?«

Ashdown räusperte sich irritiert. »Aber selbstverständlich. Darf ich Sie mit unsem Forschungsprojekt Angelus bekanntmachen? Prototyp F-XXVII. Das Beste, was der gentechnische Markt derzeit zu bieten hat.«

Richter blinzelte, als er den Codenamen und die abschließende Bemerkung hörte. Fast wirkte er ein wenig beschämt. Die technische Bezeichnung des Klons schien ihm ebenso wenig zu behagen wie Ashdowns markt-schreierische Art.

Aber da ist noch etwas anderes, dachte Eliza. Es kam ihr so vor, als würde der Wissenschaftler die transgenetische Frau von früher kennen. Oder als wäre er zumindest ihrem Körper schon einmal begegnet. Ob Richter deshalb hier war? Der Grund, weshalb die Zentrale ihn als Außenstehenden überhaupt hier duldete?

Ashdown schien dieser Eindruck völlig zu entgehen. Eliza hingegen war sich sicher, dass Richter auch in der Transgenetin so etwas wie ein vertrautes Gefühl wachrief.

5

In der Nähe der Klosterabtei San Leonardo

Bella wusste nicht, wie ihr geschah. In dem einen Augenblick schossen die glühenden Augen geradewegs auf sie zu, im nächsten stürzte sie den am Kloster gelegenen Hang mitsamt der Taschenlampe, aber ohne Rucksack und Pilzkorb hinunter. Noch nie hatte sie Orpheus so wütend und in blitzschneller Aktion erlebt. Der Rüde hatte sie wie einen hilflosen Welpen regel-



Alex Thomas

Engelszorn 1-4

Thriller

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0015-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juli 2015

Ein jahrtausendealtes Grab. Eine Abtei, die zur tödlichen Falle wird. Ein Killer, der direkt aus der Hölle kommt ...

In Rom laufen die Vorbereitungen für das Dritte Vatikanische Konzil auf Hochtouren, als eine abgelegene Abtei Opfer eines Gewaltanschlags wird. Bis auf einen Mönch verbrennen alle Ordensleute bei lebendigem Leib. Die rebellische Nonne Catherine Bell und Kardinal Ciban reisen nach L'Aquila, um zu ermitteln. Schon bald entpuppt sich das Kloster als eine Bastion des Geheimordens Lux Domini, der gegen eine alte, skrupellose Macht kämpft. Als Catherine und Ciban das Protokollbuch der Abtei finden, wird das gesamte Ausmaß des Schreckens klar: Der bestialische Anschlag war erst der Auftakt. Der Feind ist längst auf dem Weg nach Rom ...

 [Der Titel im Katalog](#)